

»Durch und durch materialistisch« oder »voll innern heiligen Lebens«?

Zur zeitgenössischen Rezeption der *Wahlverwandtschaften*

Jutta Heinz

Nie habe [ich] so enthusiastisch, so gescheut und so dumm und absurd über etwas sprechen hören als über diesen Roman und nie sind die Buchhändler so bestürmt worden, – es war wie vor einem Bäckerhause, in einer Hungersnoth.¹

Die Rede ist nicht vom achten Band von *Harry Potter*, sondern, natürlich, von den *Wahlverwandtschaften*. Marianne von Eybenberg, mit der Goethe während der Entstehungszeit des Romans in Karlsbad freundschaftlich verkehrte, beschreibt dem Autor am 24. Februar 1810 mit diesen Worten die hysterischen Reaktionen der Zeitgenossen auf das Erscheinen des lange erwarteten neuen Goethe. Dreizehn Jahre waren seit dem allseits gerühmten *Wilhelm Meister*-Roman vergangen – eine lange Zeitspanne, innerhalb derer Goethe im Verbund zunächst mit Schiller und danach mit den Weimarischen Kunstfreunden in vielen Publikationen die neue Klassik-Doktrin zu etablieren versucht hatte. Nun rissen sich die Leser das neue Buch aus den Händen und korrespondierten geradezu hektisch – »Les't Goethens neuen Roman! *Die Wahlverwandtschaften*. Geistesstärkung!«;² »Die *Wahlverwandtschaften* kommen mir jetzt täglich himmlischer vor. Sag mir doch bald Etwas darüber – ich kann eher nicht ganz ruhig seyn!«;³ »Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch sobald es erschiene, gleichviel ob erlaubt von der Censur oder verboten, um jeden Preis zu verschaffen«.⁴ Es war, wie man heute so schön sagt, ein Hype, mit durchaus vergleichbaren Folgen wie schon beim *Werther*: Eine Konversion zum Katholizismus nach der Lektüre ist überliefert (Zacharias Werner) sowie eine post-lektorale Ehescheidung (der preußische General von Bardeleben).

¹ Brief von Marianne von Eybenberg an Goethe, 24. Februar 1810. In: Heinz Härtl (Hrsg.), »*Die Wahlverwandtschaften*«. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832. Berlin 1983 [=Härtl] Nr. 336, S. 139. Alle Rezeptionszeugnisse werden der einfacheren Zugänglichkeit wegen mit Angabe der Nummer und Seitenzahl nach Härtl zitiert.

² Brief von Rahel Levin an Rose Asser, 14. November 1809. Härtl Nr. 233, S. 73.

³ Brief von Ernst Wagner an August von Studnitz, 9. Januar 1810. Härtl Nr. 302, S. 111.

⁴ Karl August Varnhagen von Ense, *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, Januar 1810. Härtl Nr. 303, S. 112.

Dieser Überhitzung der öffentlichen Erwartung ist wohl auch manche polemische oder ideologische Zuspitzung der Debatte geschuldet – der Titel dieses Beitrags zitiert nur zwei von vielen diametral entgegengesetzten Einschätzungen des Romans.⁵ Gerade deshalb jedoch verspricht eine Analyse der im Überfluss vorhandenen Rezeptionszeugnisse interessante Aufschlüsse. Ich werde im Folgenden in einem ersten Teil Mechanismen der Rezeptionssteuerung (beispielsweise durch den Autor selbst) untersuchen. Der zweite Teil widmet sich Aussagen in unterschiedlichen Rezeptionsmedien (abgestuft von privaten Briefen, Gesprächsprotokollen und Tagebucheinträgen bis hin zu den öffentlichen Rezensionen). Der dritte Teil skizziert dominante Rezeptionsmuster und -topoi.⁶ Insgesamt geht es mir dabei mehr um die Erschließung der

⁵ Vgl. auch Bernhard Rudolf Abeken, *Goethe in meinem Leben*, 1809/10: »Welche verkehrte, widerwärtige, abgeschmackte Urtheile die *Wahlverwandtschaften* übrigens bei ihrem Erscheinen erfuhren; wie man sich, das Ganze, Große nicht ahnend, an Kleinigkeiten, lobend und tadelnd, hielt; wie hie und da die Urtheile in wahre Feindschaft übergingen, und dies selbst in Weimar, das ist nicht zu sagen« (Härtl Nr. 427, S. 206); Passow, 14. Juni 1810: »Die öffentlichen Urtheile sind höchst gemein« (Brief von Franz Passow an Ernst Breem. Härtl Nr. 376, S. 157f.); Wieland, 10. Februar 1810: »Das Werk wird von den Einen zu übermäßig gelobt, von den Anderen vielleicht zu scharf getadelt, auch gehört es von einer Seite unter die besten, von der andern unter die tadelswürdigsten Producte seines genialischen, aber das Publicum gar zu sehr verachtenden Urhebers« (Brief von Christoph Martin Wieland an Charlotte Geßner. Härtl Nr. 328, S. 137).

⁶ Vgl. insgesamt auch Astrida Orle Tantilto, *Goethe's ›Elective Affinities‹ and the Critics*. Rochester 2001, die die gesamte Rezeption des Romans bis hin zur Gegenwart untersucht; zur unmittelbaren Rezeption der Zeitgenossen vgl. bes. Kap. I: »1809–1832: The Morality of Art«. Tantilto weist einleitend darauf hin, dass die Rezeptionsgeschichte der *Wahlverwandtschaften* außergewöhnlich wechselhaft war und über die Zeit geblieben ist: »What is particularly striking about *Die Wahlverwandtschaften*, however, is the lack of agreement *within* almost every age about even the novel's most basic elements. Goethe's contemporaries argued over whether it was a moral or immoral book and whether the style was romantic or classic. Such major interpretive disagreements were not only characteristic of Goethe's time, but have marked nearly every generation of scholarship. Because the novel has never experienced a consistent interpretative reading on even its main points, the study of its reception illustrates perhaps better than any other work by Goethe the shifts in the cultural and intellectual atmosphere over the past two hundred years« (XIII f.). – Vgl. auch Walter Benjamins *Wahlverwandtschaften*-Essay, in dem er zwischen der zeitgenössischen Rezeption und der künftigen Zeiten einen grundsätzlichen Unterschied sieht: Während erstere sich vor allem auf den »Sachgehalt« konzentrierte, trete erst im Laufe der Zeit der »Wahrheitsgehalt« ans Licht: »Dem Dichter wie dem Publikum seiner Zeit wird sich nicht zwar das Dasein, wohl aber die Bedeutung der Realien im Werke zumeist verbergen« (Walter Benjamin, *Goethes ›Wahlverwandtschaften‹*. In: Ders., *Wahlverwandtschaften. Aufsätze und Reflexionen über deutschsprachige Literatur*. Frankfurt am Main 2007, S. 33–104, hier S. 33f.). Die Unterscheidung dieser beiden Schichten verdankt sich im wesentlichen Benjamins mythologischer Interpretationsintention, die dazu neigt, die Sachgehalte der Texte geradezu zu diffamieren und in diesem Zusammenhang auch den Autor zu einem schlechten Interpreten des eigenen Textes zu erklären bzw. zu einem Geheimniskwähler (»Das Verständnis der *Wahlverwandtschaften* aus des Dichters eigenen Worten darüber erschließen zu wollen, ist vergebene Mühe. Gerade sie sind ja dazu bestimmt, der Kritik den Zugang zu verlegen«, S. 52). In diesem Zusammenhang müssen logischerweise auch die beiden von Goethe quasi-autorisierten Rezeptionszeugnisse Solgers und Abekens verurteilt werden: »Beiden Rezensenten mußte doch der Gehalt des Vorgangs völlig entgehen, weil sie nicht vom Ganzen der Darstellung, sondern von dem Wesen der Heldin ausgingen« (S. 47).

zeitgenössischen Rezeption in ihrer Breite als um einzelne Rezeptionszeugnisse. Abschließend werde ich versuchen, die Fragen zu beantworten, warum gerade die *Wahlverwandtschaften* eine derart kontroverse Rezeptionsgeschichte provoziert haben, und ob diese vielleicht sogar zum Verständnis des Romans beitragen kann. Ich lege dieser kursorischen Diskursanalyse die umfangreiche Quellensammlung von Rezeptionszeugnissen der Jahre 1808 bis 1832 zugrunde, die Heinz Härtl 1983 vorgelegt hat und die, so hoffte der Herausgeber mit Recht, »als Beitrag zu einer Literatursoziologie der Epoche von 1806 bis 1830 genutzt werden«⁷ kann.

I. Rezeptionssteuerung

Entstehungsbedingungen

Bereits die Entstehung des Romans vollzog sich als ein quasi-öffentlicher und in hohem Maße geselliger Prozess. Goethe diktierte den Text seinem Reisebegleiter nach Karlsbad und späterem Sekretär Friedrich Wilhelm Riemer; Johann Heinrich Meyer berichtet zudem später:

Auf einer langsamen Fahrt von Jena nach Weimar habe ihm [J. H. Meyer] Goethe den ganzen Roman *Die Wahlverwandtschaften* erzählend vorgetragen, und zwar in einer Weise fließend, als habe er ein gedrucktes Exemplar vor sich; und doch sei damals noch kein Wort davon niedergeschrieben gewesen.⁸

Vor allem während des Kuraufenthalts in Karlsbad im Jahre 1808, der wohl auch atmosphärisch einiges zu dem Roman beigetragen haben mag, waren die *Wahlverwandtschaften* ein vieldiskutiertes Gesprächsthema in geselliger Runde; so verzeichnet Riemer:

Das Besprechen des Plans, die Prüfung und Anwendung der einzelnen Motive, füllte die Mußestunden der Spaziergänge, der Tischzeit; wozu sich Bemerkungen und Reflexionen aus dem Leben überhaupt gesellten. Man lebte und verkehrte selbst unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie, als wären es wirkliche.⁹

Zudem wird der Roman bereits vor der Veröffentlichung kapitelweise versandt¹⁰ und im kleinen Kreis von Goethe selbst vorgetragen, u.a. bei Anna

⁷ Härtl, *Dokumentation* (Anm. 1), S. 25.

⁸ Johann Heinrich Meyer zu Christian Schuchardt, zwischen 1825 und 1828. Härtl Nr. 4, S. 29. Dies wird bestätigt durch Goethes Tagebucheinträge: »Hofrath Meyern die erste Hälfte der *Wahlverwandtschaften* erzählt« (1. Mai 1808. Härtl Nr. 2, S. 29).

⁹ Friedrich Wilhelm Riemer, *Mittheilungen über Goethe*, 1808. Härtl Nr. 38, S. 34. Die weitere Fertigstellung im nächsten Jahr verzögerte sich, da es organisatorische Probleme mit der Reise gab; vgl. Brief Goethes an Marianne von Eybenberg, 16. Januar 1809. Härtl Nr. 43, S. 35.

¹⁰ So schrieb Goethe beispielsweise an seine Frau Christiane: »Daß mir alsdann zugleich etwas geschrieben werde von dem, was unter euch beym Lesen vorgegangen« (15. September 1809. Härtl Nr. 150, S. 53).

Amalia.¹¹ Schließlich liefert Goethe während der Entstehungszeit erste Selbstdeutungen: Seine Idee sei gewesen, so referiert Riemer, »soziale Verhältnisse und die Conflicte derselben symbolisch gefaßt darzustellen«.¹²

Einige Zeitgenossen haben aus diesen besonderen Entstehungsumständen direkt auf Gestaltungsmerkmale des Romans geschlossen. So vermutet Wilhelm Grimm, das Werk sei deshalb etwas länglich geworden,

weil es durchaus diktirt ist, wo der Faden wohl nicht streng angehalten worden, sondern ganz gemächlich abgehaspelt worden und zuweilen auf die Lehne des Schlafsessels herabgefallen ist. Dann aber soll auch Goethe mehreres von Riemer haben ausarbeiten lassen und ihm nur den Entwurf gegeben haben, wie Rafael malte – wenn es wahr ist.¹³

Technische Aspekte des Schöpfungsprozesses sowie die geistige Beteiligung verschiedener Personen rücken damit ins Zentrum der Aufmerksamkeit und verdrängen das ältere Konzept des Originalgenies.¹⁴ Goethe sucht offenbar, vor allem in den Inkubationszeiten zwischen den Phasen der konzentrierten Niederschrift des Textes in der Einsamkeit,¹⁵ geradezu gezielt die anregende Diskussion mit Freunden und erprobt dessen Wirkung auf verschiedene Testleser. Später wird er den Roman sogar als ein »Circular an meine Freunde« bezeichnen, also als ein Vehikel einer eher exklusiven Geselligkeit, während er dazu tendierte, die öffentliche Rezeption durch das Publikum beinahe völlig abzulehnen. Das zeigt beispielsweise die Fortsetzung des Briefes an Reinhard vom 31. Dezember 1809, wo es im Anschluss an die Formulierung vom »Circular an meine Freunde« heißt:

Wenn die Menge dieses Werckchen nebenher auch liest, so kann es mir ganz recht seyn. [...] Das Publicum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karricatur des *demos*, es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotiren zu können was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren.¹⁶

¹¹ So gab es z.B. im April 1809 eine Vorlesung bei der Herzogin (vgl. Härtl Nr. 47 und 53, S. 36f.).

¹² Friedrich Wilhelm Riemer, *Tagebuch*, 28. August 1808. Härtl Nr. 32, S. 33.

¹³ Brief von Wilhelm Grimm an Jacob Grimm, 22. November 1809. Härtl Nr. 254, S. 80. Ähnlich (bezüglich der Wirkungen des Diktierens) äußert sich auch Wilhelm von Humboldt: »Einmal ist eine gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in Erzählung des äussern Lebens, [...] in die Götter manchmal, vielleicht selbst durch das Diktiren, verfällt« (Brief an Friedrich Gottlieb Welcker, 23. Dezember 1809. Härtl Nr. 281, S. 88).

¹⁴ Beides, die Notwendigkeit technischer Beherrschung des Handwerks und die Vorteile einer kollektiven Schaffensweise, wird Goethe dann in den *Wanderjahren* noch stärker propagieren; vgl. dazu Jutta Heinz, *Narrative Kulturkonzepte. Wielands ›Aristipp‹ und Goethes ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹*. Heidelberg 2006, bes. Kap. 6.2.1.

¹⁵ Die Niederschrift selbst erfolgt in äußerster Zurückgezogenheit; vgl. den Brief an Christiane, 30. Mai 1809: »Wende alles was du kannst die nächsten acht Tage von mir ab: denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren« (Härtl Nr. 72, S. 40).

¹⁶ Härtl Nr. 289, S. 100.

Selbstdeutungen

Auch den weiteren Rezeptionsprozess versucht Goethe gezielt durch Selbstdeutungen gegenüber Freunden und Besuchern zu steuern. Immer wieder verweist er auf den symbolischen Charakter des Werks, vor allem am Beispiel des Titels. In der »Selbstanzeige des Romans« im Tübinger *Morgenblatt für gebildete Stände* führt er aus:

Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen; und so hat er auch wol in einem sittlichen Falle, eine chemische Gleichnißrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur *eine* Natur ist, und auch durch das Reich der heitern Vernunft-Freyheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Nothwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand, und vielleicht auch nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind.¹⁷

Goethe exponiert hier relativ klar seinen im Kern monistischen bzw. spinozistischen Naturbegriff als notwendigen Verständnishintergrund des Textes: Es gibt nur eine Natur, in die der Mensch, ob er nun will oder nicht, mit einbezogen ist; deshalb unterliegt auch der Mensch den Gesetzen der »trüben« »Nothwendigkeit«, so sehr er sich auf seine »Vernunft-Freyheit« berufen mag.¹⁸ Die dadurch notwendig entstehenden Konflikte können letztlich nur metaphysisch vollständig aufgelöst werden – nicht in diesem Leben nämlich, und auch nicht durch menschliches Eingreifen à la Mittler, sondern nur durch eine »höhere Hand«. Die damit verbundene Inkommensurabilität des Romans (zumindest in dieser Welt und mit Mitteln menschlicher Vernunft) verteidigt Goethe auch in einem Brief an seinen guten Freund Zelter mit einem weiteren seiner (paradoxen) Lieblingsbegriffe: »Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dieß offenbare Geheimniß zur Freude gereichen«.¹⁹

Neben der symbolischen Gestalt verweist Goethe gern und häufig auf den eminent sozialen und sittlichen Gehalt des Textes. So schreibt er noch am 7.

¹⁷ 4. September 1809. Härtl Nr. 138, S. 51.

¹⁸ Darüber hinaus ist bemerkenswert, wie Goethe in der Selbstanzeige seine Verwendung des *Wahlverwandtschaften*-Bildes begründet. Er habe nämlich nicht etwa einen Begriff aus der Naturlehre auf einen sozialen Prozess übertragen, sondern diesen gerade umgekehrt wieder auf seinen »geistigen Ursprung« als »ethisches Gleichnis« zurückgeführt. Der Bildspender ist also der Bereich der menschlichen Sittlichkeit; und die Chemie hat sich, als Bildempfänger, der Analogie bedient, um gewisse Naturphänomene besser beschreiben zu können. Wenn das Bild nun im Roman wieder in den sozialen Bereich zurückverpflanzt wird, findet eine Art doppelte Spiegelung statt, die die Vorstellung von der einen Natur mit zwei Reichen, dem der Naturnotwendigkeit und dem der moralischen Freiheit des Menschen, weiter untermauert: Sie zeigt nämlich im doppelt reflektierten Bildgebrauch eine exemplarische Wechselwirkung zwischen *physis* und *ethos* des Menschen, von der beide Bereiche profitieren können.

¹⁹ Brief an Karl Friedrich Zelter, 1. Juni 1809. Härtl Nr. 79, S. 41. Vgl. auch Brief an Zelter vom 26. August 1809: »Ich bin überzeugt, daß Sie der durchsichtige und undurchsichtige Schleyer nicht verhindern wird bis auf die eigentlich intentionirte Gestalt hineinzusehen« (Härtl Nr. 124, S. 48).

September 1821 an Joseph Stanislaus Zauper, wiederum in Abgrenzung von der Publikums-Rezeption:

Das Publicum lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet eigentlich doch nur, als verkappter Bußprediger, das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch dieses zu gewahren, wird eine höhere Cultur erfordert, als sie gewöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, kann diese Art Bußpredigt nicht vernehmen.²⁰

Das hier dargelegte Verständnis des Dichters als »verkappter Bußprediger« mutet angesichts der vermeintlich dominanten Position der Kunstautonomie in der Klassik-Doktrin befremdlich an, sollte aber vielleicht gerade gegenüber den modernen Tendenzen zur Dekonstruktion oder Ironisierung des Romans einmal wenigstens versuchsweise ernst genommen werden. Es ist nicht nur einfach durch die größere historische Distanz des Autors zu seinem eigenen Text oder den spezifischen Adressatenbezug zu begründen, sondern zeigt den bleibenden (und oft verleugneten) erzieherischen Aspekt des Goethe'schen Literaturverständnisses, der auch dessen moralischen Anspruch begründet. Der Erfolg des erzieherischen Anspruchs wird jedoch von Goethe an eine »höhere Cultur« im Publikum geknüpft. Diese entsteht durch eine besondere Form der gesteigerten Selbstreflexion, in der das Individuum sich selbst, seinen eigenen Schwächen und den daraus resultierenden gefährlichen Folgen, distanziert und objektivierend – als »eigener Beichtvater« – gegenübertritt. Insofern wirkt der Dichter als »Bußprediger« nicht als Moralapostel, der ja in der Gestalt Mittlers einen nicht gerade überzeugenden Auftritt im Roman hat. Stattdessen demonstriert der Roman die Folgen problematischer Gesinnungen und daraus resultierender Handlungen am konkreten Einzelfall; zwar ohne Anspruch auf allgemeine Gesetzlichkeit, wohl aber in der Hoffnung auf potentielle Erkenntnisgewinne beim einzelnen Leser durch eine Lektüre im Sinne und in der Intention des Autors.

Der damit verbundene, ganz handfest lebensweltliche Anspruch wird von Goethe ebenfalls häufig hervorgehoben. Dabei beteiligt er sich nicht an den verbreiteten Spekulationen im Publikum über reale Vorbilder der einzelnen Figuren, sondern weist ganz allgemein auf die Basis des Romans im Erleben des Autors, was man als eine Art ontologischen Biografismus bezeichnen könnte. Eckermann hat das viel zitierte Diktum Goethes überliefert, im Roman sei »keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte«. Etwas unbekannter ist ein Gesprächsreferat von Laube, das noch deutlicher auf die primären, nicht-fiktionalen Erlebnis-Komponenten des Romans hinweist:

Ob die *Wahlverwandschaften* wahr sind, ob sie auf Thatsächlichem beruhen? Jede Dichtung, die nicht übertreibt, ist wahr, und Alles, was einen dauernden, tiefen Eindruck macht, ist nicht übertrieben. [...] Das Benutzen der Erlebnisse ist mir immer Alles gewesen, das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt stets für genialer gehalten, als mein Genie.²¹

²⁰ Härtl Nr. 494, S. 269.

²¹ Heinrich Laube, *Bericht von Gesprächen Goethes mit einer Unbekannten und einem Unbekannten*, 1809/10. Härtl Nr. 422, S. 203.

Der Gebrauch des Wahrheitsbegriffs an dieser Stelle erinnert nicht zufällig an die autobiografische Standardformel von »Dichtung und Wahrheit«, deren Erfolg sich eben dieser Konstruktion Goethes verdankt: »Wahr« in diesem Sinne einer höheren poetischen Wahrheit ist die künstlerisch gestaltete Darstellung nicht platter Fakten (des »Thatsächlichen«), sondern »dauernder«, »tiefer« Eindrücke realen Ursprungs. Deren Wahrhaftigkeit verbürgt nicht die Phantasie des Autors, sondern die »Genialität« der Welt, des Zeitalters, der Mitlebenden. Genialität wird hier nicht als urwüchsige und spontane Schöpfungskraft eines Individuums verstanden. Sie ist in einem beinahe antiken Sinne ein allgemeines geistiges Wirkungsprinzip, das seine schöpferischen Kräfte nicht nur im einzelnen Menschen, sondern genauso gut in Orten, Kollektiven oder Artefakten entfalten kann.

Um die »Genialität« eines solchen Textes zu verstehen, braucht der Leser allerdings eine kongeniale Erfahrungs- und Weltkenntnis. Goethe hat bekanntermaßen wiederholt dazu aufgerufen, den Roman vor einer endgültigen Beurteilung mehrfach zu lesen – ein traditionelles Prärogativ der Klassiker-Lektüre im Übrigen; es stecke darin mehr, als »irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande«²² wäre. Dieser Forderung sind nicht wenige Leser gefolgt, aber mit durchaus unterschiedlichen Ergebnissen. Bestätigungen eines durch Wiederholungslektüre vertieften Textverständnisses erhält Goethe beispielsweise von Karl Friedrich von Reinhard:

Was Sie vom Wiederlesen der *Wahlverwandtschaften* voraussagen, ist bei mir bereits eingetroffen. Ich habe sie wiedergelesen, und ich bin leicht dahin gelangt, mir von Ottiliens Eigentümlichkeit [...] eine deutliche Rechenschaft abzulegen.²³

Auch Bernhard Rudolf Abeken bemerkt:

War es mir doch bei wiederholter Lectüre, als wenn der Roman, abgesehen von den sich immer mehr in ihrem Wesen entfaltenden Personen [...] mit jedem Capitel sichtlich vor meinen Augen wie ein Naturgewächs wachse und der Nothwendigkeit entgegen reife.²⁴

Das Bild, das Abeken hier verwendet, musste Goethe sehr zusagen – schildert es doch den hermeneutischen Prozess der Lektüre in Termini des organischen Wachstums, überträgt also die intendierte Lebendigkeit des Textes direkt in den Leseprozess selbst; zudem spricht Abeken bereits aus einer relativ großen historischen Distanz. Wieland hingegen, der in seinen jeweiligen Äußerungen zum Roman immer wieder sorgsam darauf hinweist, wie oft er ihn zu diesem

²² Gespräch mit Johann Peter Eckermann, 9. Februar 1829: »Es ist in den *Wahlverwandtschaften* überhaupt keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre« (Härtl Nr. 551, S. 333). Vgl. auch Brief an Johann Friedrich Cotta, 1. Oktober 1809: »Es ist so manches hineingelegt, das, wie ich hoffe, den Leser zu wiederholter Betrachtung auffordern wird« (Härtl Nr. 179, S. 58).

²³ Brief an Goethe, 16. Februar 1810. Härtl Nr. 331, S. 137f.

²⁴ *Goethe in meinem Leben*, 1809/10. Härtl Nr. 427, S. 208.

Zeitpunkt gerade gelesen habe, kommt im Januar 1812 zu einem anderen Urteil:

Das erste Mal verkümmerte mir Alles, was mir misfiel, den Genuß alles Dessen, was mir gefiel; doch hielt das Eine dem Andern ziemlich das Gleichgewicht; das zweite Mal gab ich mir alle Mühe, mich selbst zu täuschen und mir *alles gefallen zu lassen*. Das dritte Mal legte ich die *Wahlverwandtschaften* in die eine Wagschale und mein Ideal eines guten Romans in die andere, und siehe da, von dem ersten Augenblicke an, da die junge Heldin des Stücks erscheint, fing die Schale des Goethischen Romans an zu steigen, und stieg, mit wenigen Abwechselungen, immer höher, bis sie endlich an den Wagebalken anstieß und dort wie an einem künstlichen Magnet hängen blieb.²⁵

Hier spricht natürlich kein unbefangener, naiver Leser, sondern ein professioneller Romanautor, der sein Verdikt an dieser Stelle vor allem poetologisch begründet: Der Text taue als Romankunstwerk verstanden nichts. Wielands weitere Äußerungen in anderen Briefen spiegeln hingegen stärker sein persönliches Hin- und Hergerissensein von diesem »sonderbaren langweiligen u. anziehenden, geistvollen u. platten, widerlichen u. interessanten, vortreflichen und detestabeln Machwerk«²⁶ – die Rezeptionswidersprüche finden sich bei ihm sogar in einer Person vereinigt.

II. Rezeptionsmedien

Privatrezeption in Briefen

Eine öffentliche Äußerung zu dem Roman seines Freundes wie Konkurrenten um den Posten des klassischen Nationalautors hat Wieland, wohl aus verständlichen Gründen, stets energisch abgelehnt. Aber auch insgesamt gesehen unterscheiden sich die privaten Äußerungen der Zeitgenossen in Briefen untereinander sowohl von denen in Briefen an den Autor – die teilweise halb-öffentlichen Charakter haben, da immer noch die Sitte bestand, Briefe weiterzugeben oder gar zu veröffentlichen – wie auch von den eigentlichen Rezensionen als institutionalisierter öffentlicher Meinung im engeren Sinne.

Die privaten Äußerungen konzentrieren sich häufig auf die naheliegende Frage nach konkreten Vorbildern einzelner Figuren – eine beliebte Spekulation bis heute; daneben werden auch die Meriten und Schwächen einzelner Figuren, vor allem Ottiliens und Eduards, ausgiebig diskutiert.²⁷ Darüber hinaus loben viele Leser in Privatbriefen die Lebensnähe und Erfahrungstiefe sowie

²⁵ Brief von Wieland an Karl August Böttiger, 13. Januar 1812. Härtl Nr. 455, S. 222.

²⁶ Brief von Wieland an Böttiger, 9. September 1810. Härtl Nr. 398, S. 168.

²⁷ Eine vergleichende Untersuchung zu den Äußerungen über die einzelnen Figuren wäre definitiv ein eigenes Thema, und das beinahe eher für die Psychologen als für die Literaturwissenschaftler. Weitere interessante Auswertungsfragen wären: weibliche vs. männliche Rezeption; Vergleich der Figuren mit anderen Romanfiguren Goethes bzw. der Romane untereinander; Rezeption im Ausland; Rezeption bei jungen und alten Lesern; Geschichte des »roten Fadens«.

die damit verbundenen Identifikationsmöglichkeiten. Einige Beispiele: Therese Huber schreibt im Dezember 1809: »Nun? wem blickte denn der Mensch in's Herz, in dem es grad wie in meinem innersten Herzen aussah?«²⁸

Christian Gottlob Voigt teilt Goethe am 4. Oktober 1809 mit:

Aber so ist es ja im Leben, und besonderes Leben sollte ja dargestellt werden. [...] Itzt lieset meine Frau, alsdenn mein Sohn, der manche Erfahrung seines Lebens parallelisieren kann.²⁹

Der Verleger Cotta spricht am 20. Oktober 1809 von einem »Schatz von Weisheit, ein wahres Lebensbuch«;³⁰ und sogar Wieland gibt zu:

Das Leben und Weben dieser Person[en] geht so natürlich an uns vorüber. Wir glauben sie spielend auftreten zu sehen, und ich gestehe Ihnen, meine Freundin, daß ich dieses wirklich schauerliche Werk nicht ohne warmen Antheil zu nehmen gelesen habe.³¹

Offensichtlich hängt jedoch die lebendige, emotionale Wirkung des Romans sehr stark vom verwendeten Lebensbegriff ab. So kritisiert der den Romantikern nahe stehende Joseph Görres:

Ich kann mich gar nicht gewöhnen ans gemeine Leben in der Poesie, weit eher an die Poesie im Leben, es kömmt mir Manches bloß wie gebohnt und nicht geschnitz vor. Gar sauber ist aufgeräumt, und jedes an seinem Ort, es sind keine Kinder in der Haushaltung die Alles durcheinanderwürfen, und kleine Tümpelchen hineinpissten, alles wie bei einem alten Junggesellen, wo eine gleichfalls etwas bejahrte Jungfer Ordnung hält.³²

Ein ähnliches Argument verwendet auch Friedrich Schlegel, der ja *Wilhelm Meisters Lehrjahre* noch in den höchsten Tönen gelobt hatte. Nun befindet er in einer Rezension im Blick auf die Darstellung von Liebe und Ehe:

[A]ber nur darum ist das Buch unsittlich und gemein, weil es nichts mehr als den gemeinen Gang und Lauf eben dieser streng urtheilenden, aber nach alter Gewohnheit leicht und leichtsinnig handelnden Welt mit so vieler Kraft als Kunst darstellt.³³

Insgesamt kann man damit mindestens drei Verwendungen des Lebens-Begriffs bei der Bewertung des Romans unterscheiden. Für die »dilettantische«, unbefangene Privatlektüre hängt die Lebendigkeit des Textes stark an den Übertragungsmöglichkeiten: Stellt er reale Personen dar, die vielleicht gar ein Vorbild haben, oder bietet er wenigstens attraktive Identifikationsmöglichkeiten? Enthält er Maximen, die in der allgemeinen Lebensgestaltung von Nutzen sind, hat er Lebensweisheit? Für Leser aus dem Umkreis der Romantik ist

²⁸ Brief von Therese Huber an Karl Leonhard Reinhold, 14. Dezember 1809. Härtl Nr. 272, S. 85.

²⁹ Härtl Nr. 190, S. 61.

³⁰ Brief von Cotta an Charlotte von Schiller, 20. Oktober 1809. Härtl Nr. 206, S. 64.

³¹ Brief von Wieland an Unbekannt, 1809/10. Härtl Nr. 424, S. 204.

³² Brief von Görres an Achim von Arnim, 1. Januar 1810. Härtl Nr. 292, S. 107.

³³ *Über Liebe und Ehe in Beziehung auf Goethe's »Wahlverwandschaften«*, 21. Mai 1810. Härtl Nr. 374, S. 157.

hingegen gerade diese Art von Lebensnähe fatal; im Begriff des »gemeinen Lebens« konzentrieren sie ihre Vorwürfe an einen Text, der ihnen nicht genug Idealisierungspotential zu haben scheint. Goethes Intentionen am nächsten kommen hingegen wohl jene Leser, die die Lebendigkeit des Textes an seinem Naturkonzept festmachen und beim Lesen direkt erleben. So verwendet Sieveking bei der Beschreibung des Textes einen organizistischen Lebensbegriff, der sicherlich – auch in der anschaulichen Formulierung – Goethes Zustimmung gefunden hätte:

Und dann, wie so alles darin in Bewegung ist, wie sich der Hintergrund gleichmäßig mit bereitet und verändert, wie die Leute sich ihre Landschaft schaffen, ihr Haus bauen so wie ihr Grab. So durch und durch angehaucht und organisiert, daß man ordentlich scheu wird vor alle dem wimmelnden Leben darin.³⁴

Gegenüber der Diskussion von Lebensnähe oder -ferne, »gemeinem« oder »symbolischem« Leben, spielt der Vorwurf der mangelnden Sittlichkeit³⁵ übrigens gar keine so große Rolle in der eher privaten Rezeption, wohingegen beispielsweise der von Goethe etwas lakonisch behandelte Tod des Kindes, das »wie ein Hund«³⁶ sterbe, vielfach bemängelt wird (nicht nur von Müttern, die aber am meisten darunter leiden).³⁷ Natürlich wird vereinzelt Unwillen an der zweifelhaften Moralität des Inhalts geäußert, prominent von Wieland, teilweise besonders von weiblichen Lesern (aber nicht überwiegend). Die stärkste Kritik am »doppelten Ehebruch« kommt bekanntermaßen aus dem religiös geprägten Umkreis der Brüder Jacobi; Friedrich Heinrich Jacobi schreibt am 12. Januar 1810:

Die zwiefache Aehnlichkeit des Kindes und ihre Ursache, hat uns im höchsten Grade empört, und diese Angelegenheit ist doch die Seele des Buchs. [...] Dieses Goethesche Werk ist durch und durch materialistisch oder, wie Schelling sich ausdrückt, *rein physiologisch*. Was mich vollends empört, ist die scheinbare Verwandlung am Ende der Fleischlichkeit in Geistlichkeit, man dürfte sagen: die Himmelfahrt der bösen Lust.³⁸

Jacobi kritisiert hier, bezeichnenderweise in religiösen Termini, gerade das von Goethe in der Selbstanzeige verteidigte Verhältnis von trüber »Nothwendigkeit« und der vermeintlichen Vernunft-Freiheit des Individuums: Für Jacobi ist es völlig klar, dass »Fleischlichkeit« und »böse Lust« verwerfliche niedere Antriebe der menschlichen Natur sind und niemals durch eben diese Natürlich-

³⁴ Brief von Karl Sieveking an Johanna Margaretha Sieveking, Dezember 1809. Härtl Nr. 274, S. 86.

³⁵ Vgl. ausführlicher zu den Varianten moralischer Verurteilung Tantillo, *Goethe's »Elegive Affinites«* (Anm. 6), S. 8f.

³⁶ Brief von Wilhelm Grimm an Jacob Grimm, 3. Dezember 1809. Härtl Nr. 268, S. 85 (Grimm zitiert eine Formulierung von Steffens).

³⁷ Vgl. z.B. Brief von Johanna Frommann an Friedrich Frommann, 18. Oktober 1809: »Wie hat mich die Stelle ergriffen, wo das Kind ins Wasser fällt und der Ruf des Schicksals, den man lange vernommen, immer deutlicher wird!« [Härtl Nr. 204, S. 64]; sowie Härtl Nr. 222, S. 69; Nr. 230 und 231, S. 73; Nr. 268, S. 85; Nr. 281, S. 88; Nr. 293, S. 108.

³⁸ Brief an Friedrich Köppen. Härtl Nr. 305, S. 113.

keit gerechtfertigt, geschweige denn nobilitiert werden können. Demgegenüber bringt Jean Paul das komplexe Verhältnis von Realität und Idealität in den *Wahlverwandtschaften* in eine ungleich originellere dialektische Formel. Am 24. März 1810 schreibt er an Knebel, im Anschluss an eine Verteidigung des Romans gegenüber einer negativen Rezension: »ob mir gleich auch das ideale Ehebrechen darin nicht gefällt. Reelles wäre viel sittlicher«.³⁹

Rezensionen in Zeitschriften

Während sich also die private Rezeption in den Briefen vor allem an den Problemen abarbeitet, die eine primär identifikatorische, ideologische oder moralische Lektüre aufwirft, konzentrieren sich die meisten Rezensionen auf Fragen der künstlerischen Gestaltung. Dabei leidet die öffentliche Rezensionstätigkeit zunächst darunter, dass sich niemand so recht traut, das neueste Skandalwerk des bereits als olympisch wahrgenommenen Klassikers zu bewerten; so rechtfertigt beispielsweise Johann Heinrich Voß seine Ablehnung des Rezensionsangebots von Cotta: »Mir war als sollte ich die Welt recensiren; und ich bin noch zufrieden, dass ich es abgeschlagen habe. Entweder meisterhaft oder gar nicht«.⁴⁰

Goethe hingegen versuchte anfangs, seine Publikumsabneigung zu kanalisieren, indem er ihm gefällige Rezensenten vorschlug.⁴¹ Zunächst äußerte er gegenüber Eichstädt, dem Redakteur der *Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung*, den Wunsch, der Roman solle von dem Leipziger Musik- und Literaturkritiker Johann Friedrich Rochlitz besprochen werden. Eichstädt leitet diesen Wunsch am 25. Oktober 1809 an Rochlitz weiter. Dieser wendet sich daraufhin mit einem ausführlichen Brief an Goethe, in dem er eine äußerst positive Einschätzung wiedergibt (dazu unten ausführlicher), jedoch eine Rezension ablehnt, da er zeitlich zu sehr von seiner Verlobung in Anspruch genommen sei.⁴² Goethe übersendet den Brief postwendend an Eichstädt mit der Bitte:

Könnten Sie nicht daraus eine kurze Anzeige dieses Werkchens redigiren? Denn wozu bedarf es denn ausführlicher, motivirter und theoretischer Recensionen über ein Büchelchen, das in Jedermanns Hände kommt und das gewöhnlich theilweise getadelt und theilweise gelobt wird. Der Einsichtigere mag im Ganzen darüber denken und sagen was er will.⁴³

Rochlitz erhebt jedoch auch dagegen Einspruch,⁴⁴ so dass Goethe schließlich seiner prinzipiellen Rezensionsfeindschaft wieder stärker freien Lauf läßt:

³⁹ Brief an Karl Ludwig von Knebel. Härtl Nr. 352, S. 151.

⁴⁰ Brief von Voß an Goethe, 26. November 1809. Härtl Nr. 261, S. 82.

⁴¹ Vgl. zu Goethes Versuchen der Rezeptionssteuerung auch Tantillo, *Goethe's »Elective Affinities«* (Anm. 6), S. 5.

⁴² Rochlitz heiratete erst am 23. Februar 1810 seine Jugendliebe, die verwitwete Henriette Winkler geb. Hansen.

⁴³ Brief von Goethe an Heinrich Karl Abraham Eichstädt, 22. November 1809. Härtl Nr. 251, S. 80.

⁴⁴ In einem Brief vom 7. November 1809 – also zwei Tage, nachdem er seine Eloge an Goethe verfasst hatte – zeigte er sich im Übrigen gegenüber Böttiger wesentlich kritischer:

Unter diesen Umständen gestehe ich meinen aufrichtigen Wunsch, daß eine Recension vorerst unterbleiben möge. Ein Buch das in aller gebildeten Menschen Hände kommt und von jedem nach seiner Weise beurtheilt wird, bringt ein literarisches Institut vielleicht am besten später zur Sprache, und recapitulirt und rectificirt mit Ernst und Einsicht die bisherigen schwankenden Urtheile.⁴⁵

In der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* erscheint schließlich im Januar 1810 eine wenig aussagekräftige, insgesamt positive Rezension von Johann Friedrich Delbrück. Goethe versucht kurz darauf ein zweites Mal, die öffentliche Debatte zu beeinflussen. Ebenfalls im Januar 1810 war eine Rezension von Bernhard Rudolf Abeken⁴⁶ in Cottas *Morgenblatt* in Tübingen erschienen (zum Inhalt auch hier später). Johann Diederich Gries wendet sich daraufhin am 23. März an Abeken und berichtet:

Goethe hatte Ihren Aufsatz schon im *Morgenblatt* gelesen und gleich damals seine grosse Zufriedenheit darüber geäußert. Diess brachte Riemern auf den Gedanken, ihn hier von Frommann nachdrucken zu lassen, um, wie er sagte, Goethen eine angenehme Ueberraschung zu machen. Es gehe fast kein Tag hin, wo Goethen oder ihm nicht etwas über die *Wahlverwandtschaften* gesagt oder geschrieben werde, und meistens sehr abgeschmacktes Zeug. Um nun nicht immer dasselbe wiederholen zu müssen, habe er diesen Nachdruck veranstaltet. So geht nun Ihr Aufsatz, der durch des Meisters Siegel und Unterschrift gleichsam Gesetzeskraft erhalten hat und völlig wie eine *interpretatio authentica* anzusehen ist, in alle Welt, um die Heiden zu bekehren.⁴⁷

Goethe war also offensichtlich sehr daran gelegen, autorisierte Deutungen in Umlauf zu bringen, um die allgemeine, schwankende Stimmungslage zu beeinflussen. Gleichwohl sollte man seine oben zitierte prinzipielle Argumentation gegen eine »ausführliche, motivirte und theoretische Recensionen« von Romanen – die gezielt als »Büchelchen« in ihrem Geltungsanspruch herabgesetzt werden – nicht einfach als Rückzugsstrategie eines bekanntermaßen besonders mimosenhaften Autors abtun. Für Goethe war es nur natürlich, dass ein so eigenwilliges und regelloses Kunstwerk wie der Roman widersprüchliche Ansichten im Publikum hervorrufen muss, »von jedem nach seiner Weise« beurteilt wird; das ist durchaus konsistent mit seiner häufig geäußerten Abneigung gegen die Willkür notwendig idiosynkratischer individueller Meinungen. Demgegenüber sollte eine Rezension für Goethe, am besten aus einer gewissen historischen Distanz, die anfangs notwendig widersprüchlichen Urteile gleichsam wissenschaftlich »rekapitulieren« und »rektifizieren«, und zwar möglichst im Sinne der Intention des Autors.⁴⁸

»Wollte man das Werk nun streng und unfreundlich, ein Mach- und Fachwerk nennen, so würde man das wohl geschehen lassen müssen; aber zuzugestehn wäre es dann auch, daß es unter diesen Produkten, im Ganzen achtungswerth, im Einzelnen vortrefflich sei« (Härtl Nr. 224, S. 71).

⁴⁵ Brief von Goethe an Eichstädt, 25. November 1809. Härtl Nr. 260, S. 82.

⁴⁶ Abeken betätigte sich als Theologe, Philosoph, Lehrer und Direktor des Domgymnasiums in Osnabrück (vgl. Tantillo, *Goethe's ›Elective Affinities‹* (Anm. 6), S. 29f.).

⁴⁷ Brief von Gries an Abeken. Härtl Nr. 351, S. 150.

⁴⁸ Von der »eigentlich intentionirten Gestalt« spricht Goethe explizit: vgl den Brief an Zelter vom 26. August 1809. Härtl Nr. 124, S. 48.

Interessanterweise entwickelte sich die Rezeption der *Wahlverwandtschaften* über die Jahre hinweg durchaus in diese Richtung. So erscheinen beispielsweise zur zweiten Auflage 1814 und noch 1817 Rezensionen, die sich vergleichend und resümierend auf ihre Vorgänger beziehen und damit selbst die Rezensionsgeschichte reflektieren.⁴⁹ Danach mündet die Auseinandersetzung schließlich insgesamt in die aufgrund gewachsener zeitlicher Distanz tendenziell objektiveren Darstellungen in Lexikonartikeln und allgemeinen Literaturgeschichten. Dass Goethe jedoch mit seiner prinzipiellen Ablehnung von Rezensionen belletristischer Literatur nicht ganz allein dasteht, zeigt eine Äußerung Wilhelm Grimms, der es gerade als ein Qualitätsmerkmal eines »großen Geistes« ansieht, »daß seine Werke so verschiedenartige Urteile erzeugen und unendliche Ansichten zulassen«.⁵⁰ Gleichzeitig demonstriere jedoch der kontroverse Rezeptionsprozess – nicht nur der *Wahlverwandtschaften* – auch, »wie unzulässig ein Urteil über ein geistreiches Werk«⁵¹ sei.

III. Rezeptionsmuster und -themen

Autorisierte Rezensionen

Insgesamt existieren drei von Goethe durch lobende Erwähnungen autorisierte Roman-Deutungen;⁵² die oben bereits erwähnten von Rochlitz und Abeken sowie ein weiterer, nicht veröffentlichter Aufsatz des Ästhetikers Karl Wilhelm Ferdinand Solger. Rochlitz hatte zunächst besonders die kompositorische Anlage des Romans gelobt:

Ich bewundere den so leise, aber so bestimmt in allen seinen Linien angelegten Plan: ich bewundere jedoch noch mehr die Umsicht, die Klarheit und die Ausdauer in der Ausführung dieses Plans bis ins kleinste. Die Begebenheiten, die Charaktere, die Situationen, selbst die Scene, worauf sich jedes zeigt – alles ist in reiner Harmonie und würkt mithin vollkommen Eins und dasselbe. So sehr die Ausbeugungen, betrachtet man sie einzeln für sich, diesem zu widersprechen scheinen, so sehr bestätigen sie es, siehet man sie im Ganzen und aus dem Ganzen an. Dieser innere Zusammenhang macht es, daß man lesend sich nicht zu lesen scheint, sondern zu leben, nicht zu denken, sondern zu handeln, mit einzugreifen, mit zu blühen und mit zu vergehen.⁵³

⁴⁹ Vgl. z.B. die Rezension von Johann Friedrich Ferdinand Delbrück in der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 18./19. Januar 1810 (Härtl Nr. 309); den anonymen Beitrag: Über die Rezension von Goethes »Wahlverwandtschaften« im *Morgenblatt*, 14. Juli 1810 (Härtl Nr. 386); Böttigers Beitrag in der *Bibliothek der redenden und bildenden Künste*, 1810 (Härtl Nr. 420); die Rezension von Adolph Wagner in den *Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur*, 1814 (Härtl Nr. 473).

⁵⁰ Brief an Jacob Grimm, 22. November 1809. Härtl Nr. 254, S. 80.

⁵¹ Ebenda.

⁵² Vgl. dazu auch Tantillo, die darauf hinweist, dass jede dieser quasi-autorisierten Interpretationen eine eigene kanonische Lesart des Romans initiierte (*Goethe's »Elective Affinities«* [Anm. 6], S. 27).

⁵³ Brief von Johann Friedrich Rochlitz an Goethe, 5. November 1809. Härtl Nr. 222, S. 68.

Neben mehreren Standardformulierungen des klassizistischen Lobpreises taucht auch hier wieder der Topos der organischen Lektüre auf (»daß man lesend sich nicht zu lesen scheint, sondern zu leben«, »mit zu blühen und mit zu vergehen«); ebenso die Anerkennung der im Werk enthaltenen »Summe ächter Lebensweisheit«.⁵⁴ Besonders gepriesen wird schließlich die singuläre sprachliche Vollendung, die »klassische Gediegenheit, Rundung, Sicherheit und Harmonie«;⁵⁵ aber auch der außerliterarische »Adel der Gesinnung, die Reinheit der außerpoetischen Absicht«.⁵⁶ Rochlitz vermag also durchaus eine höhere moralische Bedeutung im Sinne des Autors zu erkennen.

Der zweite von Goethe gebilligte Rezensent, Abeken, konzentriert sich hingegen auf die Beziehung des Romans zur Naturlehre, wie sie vor allem im Titelgleichnis ausgedrückt werde:

Wenigstens liegt der Gedanke einer natürlichen Verwandtschaft, wenn auch dunkel, dem zu Grunde, was von Sympathie geredet wird. [...] Dasselbe Thema finden wir in den *Wahlverwandtschaften*; aber wie anders behandelt! wie klar bis in die tiefsten Geheimnisse, wie selbstständig und voll innern heiligen Lebens liegt es vor uns da! – Hier sehen wir, wie dieselben ewigen Gesetze, die in dem walten, was wir Natur nennen, auch über den Menschen ihre Herrschaft üben und ihm oft mit unwiderstehlicher Strenge gebieten; wie es *eine*, nur gesteigerte, Kraft ist, die leblose Stoffe zu einander zwingt und diesen Menschen zu einem andern zieht.⁵⁷

Hier findet sich also der extreme Gegenpol zu Jacobis Materialismus-Kritik (»voll innern heiligen Lebens« statt »durch und durch materialistisch«), der ganz offenbar in einem anderen Weltbild im Allgemeinen und Naturbild im Speziellen wurzelt: Während für Jacobi die Welt dualistisch in zwei Hälften mit je eigenen Gesetzen zerfällt – eine minderwertige materielle und eine höherwertige ideelle –, sieht Abeken, wie Goethe selbst, nur eine Natur am Werke, deren Gesetzen alles Lebendige ohne Ausnahme unterliegt. Diese Naturgesetze sind aber dadurch, dass sie letztlich von Gott kommen, nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar »geheiligt«. Die Materialismus-Gefahr sieht Abeken dabei durchaus:

Was hat die neuere Naturlehre, obgleich sie erst ihre großen Entdeckungen verbreitet, nicht für Wunder an's Licht gebracht? [...] Ist nicht wol Manchem das alte Gespenst des Materialismus wieder erschienen? – Da ist es gut, wenn der Mensch überzeugend auf eine Kraft in seinem Innern aufmerksam gemacht wird, die über die Natur erhaben ist, die ihn zum Herrn der Welt macht.⁵⁸

Der Mensch ist also, obwohl er prinzipiell den Gesetzen der Natur untersteht, für Abeken fähig, diese Abhängigkeit zu transzendieren, ohne ihr jemals ganz zu entkommen; gerade im Widerstand gegen die »trübe Nothwendigkeit« der Naturgesetze zeige sich seine, in der klassischen Formel gesprochen, Erhaben-

⁵⁴ Ebenda, S. 69.

⁵⁵ Ebenda.

⁵⁶ Ebenda.

⁵⁷ Abeken, *Ueber Goethes ›Wahlverwandtschaften‹*, 22.–24. Januar 1810. Härtl Nr. 310, S. 122.

⁵⁸ Ebenda, S. 126.

heit als »Herr der Welt«. Mit Ottilie siegt dementsprechend für ihn nicht die von Jacobi kritisierte »Himmelfahrt der bösen Lust«, sondern »eine Heilige, die sich kühn unter die Herrlichsten stellen kann«.⁵⁹

Die dritte quasi-autorisierte Deutung von Solger⁶⁰ schließlich rückt vor allem das Zeitgemäße des Romans ins Zentrum, und zwar in verschiedener Hinsicht. So zeige der Roman besonders anschaulich die Aufwertung der Individualität gegenüber dem Gattungsbegriff Menschheit in der modernen Welt; der tragische Roman gar, wie die *Wahlverwandschaften*, löse deshalb das Epos ab und sei der »Gipfel der heutigen Kunst«.⁶¹ Dabei gehe das tragische Verhängnis im Roman von der zunehmenden Einseitigkeit der Figuren, vor allem Eduards, aus.⁶² Zum Zeitgemäßen gehörten darüber hinaus aber auch alle Diskurse und Themen, die Goethe aufgreife und darstelle:

In diesem Roman ist, wie im alten Epos, alles was die Zeit Bedeutes und Besonderes hat, enthalten, und nach einigen Jahrhunderten würde man sich hieraus ein vollkommenes Bild von unserm jetzigen täglichen Leben entwerfen können.⁶³

Schließlich rechtfertigt Solger auch die von vielen Lesern als langweilig und poetisch wenig integriert empfundenen Reflexionen in Ottilies Tagebuch:

Ja diese Reflexionen sind eigentlich das wahre Leben, das wir führen, insofern wir uns über das ganz Gemeine und Sinnliche erheben. [...] Diese Reflexionen sind das Element, worin das Einzelne athmet, sie sind das Accompagnement zu den Arien der Begebenheiten und Handlungen. Wer aber nicht einen Sinn hat, gebildet für Göthe und durch ihn, der wird sie ohne Zweifel sehr langweilig finden.⁶⁴

Solger führt damit eine exemplarische Lektüre des Textes als modernen Roman des 19. Jahrhunderts vor; Abeken eine Rechtfertigung des Verhältnisses von Naturlehre und Sittenlehre. Rochlitz' Brief hatte demgegenüber den Prototyp der klassizistischen Lektüre vorgegeben, der in vielfacher Abwandlung auch bei anderen Rezensenten und Lesern auftaucht (s.u.). Geradezu dessen Negativfolie ist der einzige Verriss im Vollsinn des Wortes. August Wilhelm Rehberg⁶⁵ wirft dem Roman in der *Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung*

⁵⁹ Ebenda.

⁶⁰ Solger war romantischer Philosoph und Philologe, spezialisiert auf griechisches Drama; er hatte bei Schelling in Jena studiert und erhielt eine Professorenstelle in Berlin auf Vermittlung Hegels (vgl. Tantillo, *Goethe's »Elective Affinities«* [Anm. 6], S. 33). Vgl. zur Autorisation Goethes das Gespräch mit Eckermann, 21. Januar 1827: »Dieser Aufsatz [...] ist schon im Jahre 1809 geschrieben, und es hätte mich damals freuen können, ein so gutes Wort über die *Wahlverwandschaften* zu hören, während man in jener Zeit und später mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeugte« (Härtl Nr. 536, S. 326).

⁶¹ Karl Wilhelm Ferdinand Solger, *Über die »Wahlverwandschaften«*, 1809/10. Härtl Nr. 421, S. 200.

⁶² Ebenda.

⁶³ Ebenda, S. 201.

⁶⁴ Ebenda, S. 202.

⁶⁵ Tantillo verweist darauf, dass die Rezension des konservativen Politikers und Schriftstellers Rehberg eine »long line of conservative opposition to Goethe« (Tantillo, *Goethe's »Elective Affinities«* [Anm. 6], S. 13) eröffne und schon vor dem Hintergrund von Goe-

zu Beginn des Jahres 1810 gerade die Zeitgemäßheit vor, die Solger so gelobt hatte: »In den *Wahlverwandtschaften* finden sich unsre Zeitgenossen überall zu Hause«. ⁶⁶

Zudem seien die Figuren eben nicht lebensnah, was sich besonders in ihrer einheitlichen »Büchersprache« ⁶⁷ äußere. Die häufig gelobten Details seien nicht scharf genug gezeichnet; ⁶⁸ die Leitmotive nur alberne Verzierungen; die eingefügten Dialoge und Reflexionen ein Zugeständnis an modische Zeitthemen:

Für den Liebhaber der Chemie kommt die Bleyglasur vor; die ehrliche Hausfrau sogar lieset mit inniger Freude die unerwartete Bestätigung ihrer Beobachtung, daß frisch gepacktes Zeug weniger Platz einnimmt, als aus einander gezerstes. ⁶⁹

Schließlich gerate der Versuch einer tragischen Wendung eher lächerlich:

Otilie versinkt in Schwermuth darüber, daß sie ihre (wie sichs gehört, wenig motivirte) Liebe nicht überwinden kann, und doch nicht befriedigen mag [...]. Sie verhungert absichtlich. Baron Laps möchte gern auch dieses Todes sterben, findet aber, daß *auch dazu Genie gehört*, und wird vom Vf. aus Mitleid todtgeschlagen. [...] Wie kann man aus solchen Geschöpfen eine Tragödie machen! ⁷⁰

Und mit besonderer Tücke lobt Rehberg am Schluss gerade die Unsittlichkeit des Textes: Einzig wohlgeraten sei nämlich die Darstellung des doppelten Ehebruchs als »lüsterne Reminiscenz«, die »mit dem Pinsel des Meisters gemalt« sei. ⁷¹

Modische Anpassung statt Aktualität, Langeweile statt Fülle, Büchersprache statt lebendiger Charaktere, Lächerlichkeit statt Tragik, belanglose Ornamentik statt tiefgründiger Symbolik – mit einer reichlichen Portion Polemik wendet Rehberg die Lobesformeln der Kritik ins Negative. Nicht nur die Leser aus Goethes persönlichem Umfeld sind empört; von der »Hallischen Schweinerey« spricht Savigny, ⁷² von »tiefster Niedrigkeit« Passow, ⁷³ und Voigt bekundet, nicht ganz zu Unrecht: »In solcher Manier kann man Alles tadeln, verkleinern, ja lächerlich machen«. ⁷⁴ Demgegenüber grenzen sich mehrere der

thes absteigender Popularität in den letzten beiden Lebensjahrzehnten zu sehen sei. Sie skizziert des Weiteren auch ausführlich die allgemeinen öffentlichen Debatten, die im Anschluss an die Rezension geführt wurden (ebenda, S. 18ff.).

⁶⁶ Rehberg, »*Die Wahlverwandtschaften*«. Ein Roman von Goethe, 1. Januar 1810. Härtl Nr. 291, S. 105.

⁶⁷ Ebenda, S. 104.

⁶⁸ Sein Kontrastbeispiel ist bezeichnenderweise ein aufklärerisch-pragmatischer Dialogroman: Johann Jakob Engels *Lorenz Stark* (ebenda).

⁶⁹ Ebenda, S. 106.

⁷⁰ Ebenda, S. 105.

⁷¹ Ebenda, S. 106.

⁷² Brief von Friedrich Karl von Savigny an Clemens Brentano, 27. Februar 1810. Härtl Nr. 340, S. 140.

⁷³ Brief von Passow an Ernst Breem, 14. Juni 1810. Härtl Nr. 376, S. 158.

⁷⁴ Brief von Voigt an Böttiger, 8. Februar 1810. Härtl Nr. 324, S. 136. Vgl. auch Henriette von Knebel: »Es ist mir verdrießlich, daß man einen Roman so hart und grob rezensiren kann« (Brief an Karl Ludwig von Knebel, 7. Februar 1810. Härtl Nr. 321, S. 129).

folgenden Rezensionen explizit von der Hallischen Polemik ab⁷⁵ und versuchen betont, wieder zur Sachlichkeit zurückzukehren.⁷⁶ Ich kann diese Rezensionen nicht im Einzelnen wiedergeben, sondern werde sie im Folgenden bei der Herausarbeitung der Rezeptionsmuster einschließen.

Rezeptionsmuster: Klassizität als Norm

Sowohl in vielen privaten Äußerungen als auch in den Rezensionen wird der Roman als klassischer Mustertext rezipiert, und zwar vor allem in dreierlei Hinsicht: bezüglich seiner sprachlichen, stilistischen und kompositorischen Gestalt (a); bezüglich des Verhältnisses von Realität und Idealität, von »gemeinem« und »idealem« Leben (b); und bezüglich seines tragischen Gehalts (c).

a. Formgestalt

Zunächst ist auffällig, wie oft den *Wahlverwandtschaften* explizit Klassizität attestiert wird. Karl Philipp Conz, Jugendfreund Schillers und Professor in Tübingen, spricht in seiner Rezension von einem »anziehenden klassischen Werk«, ⁷⁷ Rochlitz von der »klassischen Gediegenheit«, ⁷⁸ Passow von »klassischer Vollendung«, ⁷⁹ Welcker von »klassischer Klarheit und Leichtigkeit«. ⁸⁰ Unmittelbar mit dieser höchsten Form der Wertschätzung verbunden sind die Attribute von Vollkommenheit und Vollendung, ⁸¹ Einfachheit, Reinheit, Leichtigkeit bei gleichzeitiger Lebensfülle und Reichtum an Details; ein Beispiel für viele, noch einmal aus der Rezension von Conz:

⁷⁵ Vgl. z.B. die anonyme Rezension im *Morgenblatt*, 14. Juli 1810: »Der Rec. begreift doch in der That von einem Dichter- und Künstlerleben, wie Goethes war und ist, so viel als gar nichts; nichts von der allmählichen Bildung und Modifikation eines solchen Geistes und Gemüths« (Härtl Nr. 386, S. 162).

⁷⁶ Einige beschränken sich angesichts der sehr kontroversen Stimmung im Publikum und der hochgekochten Leidenschaften auf eine mehr oder weniger kommentierte Wiedergabe des Inhalts; vgl. z.B. die anonyme Rezension in der *Neuen oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung*, 7./8. Februar 1810 (Härtl Nr. 323), Bartholdys Rezension im *Österreichischen Beobachter*, 23. März 1810 (Härtl Nr. 349) oder Böttigers Rezension in der *Bibliothek der redenden und bildenden Künste*, 1810 (Härtl Nr. 420).

⁷⁷ Conz, *Briefe über den neuen Goethe'schen Roman: »Die Wahlverwandtschaften«*, 25.–28. Dezember 1809. Härtl Nr. 285, S. 90. Auch Conz weist im Übrigen darauf hin, weisungsgemäß mehrfach gelesen zu haben: »[I]ch gebe Ihnen die reinen Resultate meines Nachdenkens über dies anziehende klassische Werk, wie sich dieselben bey mir, aus den ursprünglichen Eindrücken und Empfindungen hervor, nach einer zweymaligen Lesung gebildet« (ebenda).

⁷⁸ Brief von Rochlitz an Goethe, 5. November 1809. Härtl Nr. 222, S. 69.

⁷⁹ Briefe von Passow an Ernst Breem und Karl Ludwig von Knebel, 8./11. November 1809. Härtl Nr. 227 und 228, S. 72.

⁸⁰ Brief von Friedrich Gottlieb Welcker an Caroline von Humboldt, 21. Dezember 1809. Härtl Nr. 280, S. 87.

⁸¹ Vgl. auch Briefe von Passow an Breem und Knebel, 8./11. November 1809. Härtl Nr. 227 und 228, S. 72; Brief von Barthold Georg Niebuhr an Dore Hensler, 15. November 1809. Härtl Nr. 237, S. 75.

[D]ie hohe Simplicität wie in der Anlage, so in der Ausführung, ist die ergreifende Wahrheit seiner Gemähle und Gestalten, und in der Lebendigkeit und Fülle die Tiefe, deren keine die andere verbirgt.⁸²

Besonders hervorgehoben wird schließlich, auch dies ein Kernbestandteil der Klassik-Doktrin, die Harmonie, die sich aus dem Verhältnis der Teile zu dem Ganzen sowie der Proportionalität der Teile untereinander ergibt und in der »Ebenmäßigkeit« und »Rundung« des Textes anschaulich wird; auch hier ein Beispiel für viele, ein Brief von Niebuhr vom 15. November 1809:

Es ist hier in der Form der ganzen Geschichte völlige Vollendung, alle Umrisse ganz rein, und dabei frei, alles ineinander verschmolzen, bei einem großen Reichtum von Figuren nicht nur alle unter sich, wie an sich, im höchsten Ebenmaß, auch alle bedeutend, keine überflüssig, oder auch nur unvollkommen mit dem Ganzen verbunden. Das Ganze ist eher da als die einzelnen Teile, wie im Leben, es ist keine Zusammenfügung starrer und nur gebändigter Stoffe.⁸³

Doch auch bezüglich der Klassizität finden sich einige Gegenstimmen. So kann die viel gerühmte Vollendung auch als allzu große Konstruiertheit bewertet werden, als leere und kalte Demonstration von Virtuosität; so beispielsweise der kritische Görres – »Die allzu große Absichtlichkeit in allen Anlagen hat mich auch gestört«⁸⁴ –, aber auch der Goethe ja prinzipiell wohlwollende Abeken schreibt im Rückblick:

wie denn in diesem Roman so unendlich Vieles symbolisch zu fassen ist. Jedes Wort ist in ihm überlegt, und diese unendliche Absichtlichkeit macht mir ihn jetzt einigermassen drückend, da dieselbe vor 47 Jahren mich anzog, ja entzückte.⁸⁵

Auch die häufig gelobte Gestaltung von Details im Roman kann kritisch zum Mangel im Gesamteindruck gegengerechnet werden, so beispielsweise bei Friedrich Schlegel, aber auch wiederholt bei Wieland:

als Composition betrachtet, ein desto tadelhafteres Kunstwerk, weil diese Nebensachen im Grunde doch das Beste des Ganzen sind.⁸⁶

Ein entschiedenes Plädoyer gegen die Klassizität sowohl des Werkes wie auch des Autors an sich findet sich schließlich bei Friedrich Müller, genannt Maler Müller, zu Sturm-und-Drang-Zeiten noch ein Freund Goethes, späterhin jedoch mit dem Klassiker überworfen:

Seine Kräfte stehen unproportionirt, ja mangelhaft gegen einander, weßwegen er schwerlich auch ein ächt dichterisches Ganze, worin Alles, was zu einer hohen und lebendigen Darstellung, zu einem ideellen Wahren nöthig ist, gleich harmonisch und voll zusammenwirkend, einbegriffen sich zeigt, fassen kann. [...] daher dann, daß wir in der Tendenz der meisten seiner Produkten, besonders aber bei

⁸² Conz, *Briefe*. Härtl Nr. 285, S. 91.

⁸³ Brief an Dore Hensler, 15. November 1809. Härtl Nr. 237, S. 75.

⁸⁴ Brief von Görres an Achim von Arnim, 1. Januar 1810. Härtl Nr. 292, S. 107.

⁸⁵ Abeken, *Goethe in meinem Leben*, 1809/10. Härtl Nr. 427, S. 210.

⁸⁶ Brief von Wieland an Elisabeth Gräfin von Solms-Laubach, 15. Juni 1810. Härtl Nr. 377, S. 159.

den letzteren des Annähern zu einem schweren Materialismus gewahr werden, um das sympathetische bei der Zusammensetzung der thierischen Naturen poetisch aufzudecken, ohne hiebei hinlänglich auf die Bedürfnisse des Geistes nach seiner höheren moralischen Würde Rücksicht zu nehmen.⁸⁷

b. Realität und Idealität, Moralität

In den Zitaten zeigt sich, in welchem engem Zusammenhang die formalen Kriterien der Klassizität mit dem eigentlichen Inhalt des Romans, aber auch der Person des Autors stehen: Maler Müller wirft Goethe, ähnlich wie die bereits zitierten romantischen Kritiker, nicht nur eine mangelhafte Gestaltungsleistung vor, sondern begründet diese aus einer ideologischen Fehlhaltung des Autors heraus, nämlich des überhand genommenen Materialismus, der den klassischen Gleichgewichtsanspruch gefährde. Aus so niederen Quellen könne letztendlich kein Idealismus der »höheren moralischen Würde« zustande kommen. Demgegenüber machen die Verteidiger Goethes wiederum die besondere, in der Lektüre direkt erfahrbare Lebendigkeit des Textes geltend, die auch die spezifische Vereinigung von Realität und Idealität entsprechend der Klassik-Doktrin garantiere. Konzentriert findet sich diese Wertung beispielsweise in der erwähnten Rezension von Conz:

So gewähren sie uns den Anblick der Doppelseite des Lebens und der Welt, der wirklichen und idealischen, und lösen das oft bestrittene Problem der Kunst, ob Wirklichkeit, ob Idee ihre Heimath, oder vielleicht, wie es denn auch ist, nicht gerade ihr Gebiet in beyden, und ihr Triumph die Vereinigung und Durchdringung beyder sey.⁸⁸

Auch eine spätere Rezension, mutmaßlich von Adolph Wagner anlässlich der zweiten Auflage der *Wahlverwandtschaften* für die *Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur* im Jahr 1814 verfasst, argumentiert gegen die Romantiker mit der höheren Wahrheit und Lebendigkeit des Romans trotz seines alltäglichen Inhalts:

Einige nämlich behaupten doch die Meinung, das Wahre der Poesie bestehe in einer phantastischen Erfindung und Einkleidung. Andere verlangen zur Poesie den sogenannten pathetischen Ausdruck voll Sehnsucht nach dem Idealen und schimmernden Kraftsprüchen. Beyde müssen ein solches Werk bürgerlich, wohl gar prosaisch finden, jene in dem vornehmen Glauben, daß die Poesie sich auf gewisse Sphären des Lebens beschränke, – vielleicht auf den Orden reisender Romantiker; – diese, weil ihre unendliche Sehnsucht – nach *Worten* hier nicht befriedigt wird. [...] Sie haben keine Ahnung davon, daß jede Kunstidee ihre *eigenthümliche Gestaltung* verlange, wenn sie als etwas Lebendiges und Selbstständiges erfreuen soll.⁸⁹

Goethes Roman kann also auch deshalb, nach den Argumenten seiner Verteidiger, für die Klassik-Doktrin in Anspruch genommen werden, weil er ein

⁸⁷ Brief von Friedrich Müller an Philipp Anton Batt, 25. September 1810. Härtl Nr. 400, S. 169.

⁸⁸ Conz, *Briefe*. Härtl Nr. 285, S. 91.

⁸⁹ »Die Wahlverwandtschaften«. Ein Roman von Göthe. Härtl Nr. 473, S. 231.

individuelles, gestalthaftes Gleichgewicht von Realität und Idealität, Leben und Kunst findet. Daraus resultiert auch seine übergeordnete Moralität, die unabhängig von der sittlichen Bewertung einzelner Szenen oder Figuren ist. Dazu noch einmal Adolph Wagner, der sich explizit mit den dominanten Missverständnissen der Rezeptionsgeschichte auseinandersetzt, also bereits Goethes Forderung nach einer geordneten Reflexion der unterschiedlichen Ersturteile entspricht: Ein fataler Fehler früherer Rezensenten sei gewesen, zu glauben,

alles eigentlich Schöne, mithin auch ein solches Kunstwerk, müsse eine moralische Tendenz haben, oder wohl gar nach moralischen Principien gebildet seyn. [...] Wofern aber das wahre Leben wirklich in ihm waltet, d. h. wofern ihm vergönnt ist, das Wesen der Dinge und die ewige Harmonie der Welt im klaren Blicke zu schauen, und die Kraft im klaren Bilde es darzustellen, so wird auch sein Werk nothwendig sittlich erscheinen müssen, wie das Werk, welches die Natur hervorbringt, nie unsittlich genannt werden kann.⁹⁰

Auch für Wagner gründen damit die Moralität des Textes sowie seine ästhetische Qualität direkt in Goethes Naturkonzept. Dieses erweist sich in der Rezeptionsgeschichte damit insgesamt als Schlüssel für eine – im Goethe'schen Sinne – verfehlte oder gelungene Rezeption bzw. eine positive oder negative Bewertung des Romans: Nur, wer bezüglich seines Naturbildes ein wahrer ›Wahlverwandter‹ des Autors ist, wird den Roman als vollendet klassisch und in höherem Sinne lebenswahr rezipieren können.

c. Tragik, Katharsis, Rezeptionswirkungen

Ein weiterer traditioneller Bestandteil der Klassik-Doktrin, der am Beispiel der *Wahlverwandtschaften* diskutiert wird, ist die Hochschätzung des Tragischen.⁹¹ Goethe hat zudem, in einer bisher eher wenig beachteten Selbstdeutung in einem Brief an Zelter vom 29. Januar 1830 (also aus recht weiter Distanz), auf einen zentralen Begriff der klassischen Tragödientheorie und dessen Bedeutung für den Roman hingewiesen:

Zum Scherz und Überfluß laß mich [...] erwähnen: daß ich, in meinen *Wahlverwandtschaften* die innige wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen bemüht war; deshalb bild ich mir aber nicht ein, irgend ein hübscher Mann könne dadurch von dem Gelüst nach eines Andern Weib zu blicken gereinigt werden.⁹²

Noch einmal klingt hier der »Bußprediger« an, diesmal aber ästhetisch unterfüttert: Die Beichte führt nicht zur Bestrafung, sondern zur reinigenden Katharsis. Dieser kathartische Effekt, so beiläufig der Autor ihn auch herabspielt,

⁹⁰ Ebenda, S. 230.

⁹¹ Von Anfang an wird der Text als neues Modell eines tragischen Romans gelesen. Vgl. dazu auch die Rezension von Konz: »So ist denn die Hauptgeschichte des Romans ächt-tragisch, und ruht durchaus unter dem Siegel der Nothwendigkeit, aber einer Nothwendigkeit, die dem eigenen Leben der Personen und ihrem Wirken [...] nichts benimmt« (Konz, Briefe. Härtl Nr. 285, S. 93); vgl. den Beitrag von Helmut Hühn in diesem Band.

⁹² Härtl Nr. 558, S. 340.

lässt sich direkt an unmittelbaren Leserreaktionen verifizieren: Die Leser fühlen sich nämlich gleichzeitig niedergedrückt und erhoben. Johanna Frommann schreibt im Oktober 1809: »Ich fühle eine sonderbar contrastirende Empfindung in mir: indem immer gesagt wird von Eduard, er *mußte*, fühl ich meine Kraft sich stählen, *nicht zu müssen*«. ⁹³

Rochlitz führt in dem von Goethe so geschätzten Brief vom 5. November aus:

Ich bin aufs Innigste durchdrungen, ich bin erschüttert bis zum Schmerz: und gleichwol ist mein ganzes Wesen Leben, Freude und schöner Genuß; ja selbst jener Schmerz ist ein nothwendiger Theil meines Glücks. ⁹⁴

Goethes Roman wirkt also auf einige Leser mustergültig so, wie eine Schiller-sche Tragödie nach dessen eigener Theorie hätte wirken sollen: als Wechselspiel von physischer Erniedrigung des der »trüben Notwendigkeit« unterworfenen Naturwesens und moralischer Erhöhung des freien Mitglieds im Reich der Zwecke. ⁹⁵ Eine besonders originelle Beschreibung dieser Freiheitserfahrung liefert schließlich Zelter, der diesen Prozess physiologisch begründet (und damit auch ein weiteres, besonders zugespitztes Beispiel einer »organischen Lektüre« liefert):

Es giebt gewisse Sinfonien von Haydn, die durch ihren losen liberalen Gang mein Blut in behagliche Bewegung bringen und den freyen Theilen meines Körpers die Neigung und Richtung geben wohlthätig nach außen zu wirken. Meine Finger werden dann weicher und länger, meine Augen möchten etwas ersehnen das noch kein Blick berührt hat, die Lippen öffnen sich, mein Inneres will hinaus ins Freye. So geht mir's wenn ich Ihre Romane lese. ⁹⁶

Nimmt man alle drei Elemente zusammen – Klassizität der Form, Idealität trotz realen Inhalts, kathartische Wirkung der tragischen Zuspitzung – sieht man vielleicht ein wesentliches Merkmal des Romans genauer, das häufig in der Verabsolutierung von Einzelperspektiven auf den Text, vor allem aber in der Konzentration auf seinen Inhalt (dem man sich in diesem Roman besonders schwer entziehen kann) auf Kosten seiner künstlerischen Form, verloren geht: Der äußerlichen Willkür der Leidenschaften, der Ausweglosigkeit der Konflikte, ihrer scheinbar nicht entrinnbaren Tragik korrespondiert – zumindest im Bewusstsein einer Vielzahl von Zeitgenossen – die vollendete Form des Kunstwerks, die es dem Leser erlaubt, eine nicht nur kathartische, sondern unter Umständen auch erzieherische Lektüreerfahrung zu machen. Liest man die *Wahlverwandtschaften* unter dieser Perspektive primär als symbolisches Kunstwerk, als ideelle Gestalt gewordene reale Erfahrung, muss sich der Leser

⁹³ Brief an Friedrich Frommann, 18. Oktober 1809. Härtl Nr. 204, S. 64.

⁹⁴ Brief an Goethe, 5. November 1809. Härtl Nr. 222, S. 68.

⁹⁵ Vgl. auch die Rezension von Delbrück, 1810: »Woher rührt es, läßt sich fragen, daß dieses Werk, worin das gräßliche Spiel, welches das Schicksal mit dem Menschen treibt, uns so sehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung versetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer hohen und würdigen Ruhe auflöst?« (Härtl Nr. 309, S. 120)

⁹⁶ Brief von Zelter an Goethe, 27. Oktober 1809. Härtl Nr. 211, S. 65.

ebenso wenig scheiden lassen, wie er sich in der Nachfolge Werthers erschließen musste. Er muss sich ›nur‹ zum Kunstwerk erheben.

IV. Wahlverwandtschaft mit dem Leser und »eigentlich intentionierte Gestalt«

Sind die *Wahlverwandtschaften* nach alledem nun »durch und durch materialistisch« oder »voll innern heiligen Lebens«? Die Liste der Rezeptionswidersprüche könnte nach dem Durchgang durch die Rezeptionszeugnisse im Gegenteil noch beliebig erweitert werden: Ist der Roman nur prosaisch oder im höchsten Sinne poetisch? Zeigt er gemeines Leben oder symbolisches Erleben? Ist er zutiefst unmoralisch oder eine Parabel über das siebte Gebot, klassisch vollendet oder vollendet langweilig? Die Entfaltung einer Vielzahl von Deutungs- und Wertungsmöglichkeiten kann wohl zunächst, mit dem anfangs zitierten Wilhelm Grimm, eher als hermeneutisches Qualitätsmerkmal eines Textes denn als Versagen des Autors beim Kommunizieren seiner vorausgesetzten Intention bewertet werden – zumal Goethe immer Wert darauf legte, das »offenbare Geheimniß« in seinen Texten verschleiert zu halten. Die *Wahlverwandtschaften* gewinnen dadurch nicht nur in der persönlichen Lektüre über die Zeit und die eigene persönliche Entwicklung hinweg, sondern auch in der literaturwissenschaftlichen Deutungspraxis. Schon Goethe hatte gegenüber Reinhard im Dezember 1809 befunden:

Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf manchen beym Wiederlesen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geschreys das was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft steht, wenn man sieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert; so läßt man sich in der Fabel zuletzt auch so ein apprehensives Wunderkind gefallen. [...] Das Gedichtete behauptet sein Recht, wie das Geschehene.⁹⁷

Für die extremeren Ausschläge des Meinungspendels gibt es darüber hinaus eine Reihe äußerlicher Gründe, die auch unabhängig von einer Analyse des Rezeptionsmaterials ins Auge springen: Natürlich sind die literaturpolitischen Fronten bereits vor dem Roman abgesteckt, gibt es Goethe-Fans und Goethe-Feinde (beide mit guten Gründen), sind Goethe und die Klassik-Doktrin nach Schillers Tod wesentlich verwundbarer geworden. Natürlich behandelt der Roman mit der ›prosaischen‹ Ethematik ein lebensweltlich weit heikleres Thema des mittleren Lebensalters als der *Werther* mit seiner zwar tödlichen, aber doch so viel herzerweichenderen jugendlichen Liebesgeschichte. Und natürlich ist der Roman immer noch eine problematische Gattung: von den Aufklärern soeben mühevoll als prosaisch-anthropologische Geschichte mit moralischem Anspruch in der Lebenswelt etabliert, wird er von den Romantikern gleich darauf als höchste poetische Gattung in den Literaturhimmel erhoben – nicht

⁹⁷ Brief von Goethe an Reinhard, 31. Dezember 1809. Härtil Nr. 289, S. 100.

umsonst spricht Goethe dann und wann von den *Wahlverwandtschaften* verniedlichend als »Büchelchen«, ⁹⁸ im Kontrast etwa zu der wenig später erscheinenden, für ihn persönlich wohl sehr viel gewichtigeren *Farbenlehre*.

Unabhängig von diesen äußeren Einflussfaktoren einer jeden Wirkungsgeschichte jedoch verlaufen die Fronten der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Roman anhand der oben aufgezeigten Polaritäten von Klassik und (im Einzelnen durchaus verschieden ausgeprägten Formen von) Anti-Klassik. Die zeitgenössischen Apologeten lesen die *Wahlverwandtschaften* als Muster eines klassischen Textes und verleihen ihm die oben aufgezählten, dafür einschlägigen Attribute. Seine Vollkommenheit besteht in der Harmonie und Proportionalität von Teilen und Ganzem, in der Einfachheit des Gesamteindrucks bei gleichzeitiger Fülle der Details, in der Reinheit und Klarheit der Ausführung bei hoher Komplexität der Struktur; schließlich in der immanenten Sittlichkeit (bei nur äußerlicher Unmoralität), die durch die Erhebung des Lesers über die Verwicklungen der Leidenschaften auf der inhaltlichen Ebene zur Idealität der Form realisiert werden kann. Seine Gegner verkehren all diese Attribute in ihr Gegenteil: Anstelle von Harmonie sehen sie einseitigen Materialismus und ein daraus resultierendes Übergewicht des »gemeinen Lebens« und der Prosa; anstelle der Proportionalität ein Übergewicht des Details, so lobenswert es im Einzelnen auch sei; anstelle der Einfachheit Konstruiertheit; anstelle der Fülle langweiligen Überfluss. Sittlichkeit können sie in der Darstellung eines doppelten Ehebruchs und der Heiligsprechung einer (wenn auch virtuellen) Ehebrecherin nicht erkennen; und die tiefe Tragik ist für sie in der oberflächlichen »Langeweile des unbeschäftigten, unbethätigten Glückes« eines »gebildeten Landedelmannes« ⁹⁹ ebenfalls nicht recht ersichtlich.

Hier kann es nun nicht darum gehen, ein Endurteil im mutmaßlich ewigen Kampf von klassischen Gleichgewichts- und romantischen Steigerungskonzepten in der europäischen Geistesgeschichte zu fällen. An den *Wahlverwandtschaften* sollte aber davon unabhängig die enge Bindung der Klassik-Doktrin Goethe'scher Ausprägung an ein bestimmtes Naturkonzept und die damit verbundenen nicht-wertenden Dichotomien – »Polaritäten«, wie Goethe das bekanntermaßen nennt – sowie deren Wechselwirkung deutlich werden. Eine gewisse geistige Wahlverwandtschaft zum Autor speziell in diesem Punkt ist damit – das ist zwar eine hermeneutische Binsenweisheit, gerät aber mitunter allzu leicht aus dem Blick – die Voraussetzung dafür, die von Goethe »eigentlich intentionierte Gestalt« ¹⁰⁰ nicht nur zu erkennen, sondern vor allem anzuerkennen und in der eigenen Lektüre im Sinne des Autors produktiv zu machen. Wer dies nicht tut, muss notwendig an diesem Text zum Dekonstruktivist werden (was dann die Fortsetzung der Rezeptionsgeschichte vor allem im 20. Jahrhundert zeigt).

⁹⁸ Brief von Goethe an Eichstädt, 22. November 1809. Härthl Nr. 251, S. 80.

⁹⁹ Brief von Achim von Arnim an Bettine Brentano, 5. November 1809. Härthl Nr. 223, S. 70.

¹⁰⁰ Brief von Goethe an Zelter, 26. August 1809. Härthl Nr. 124, S. 48.

In diesem Sinne hat auch Goethe selbst, trotz seiner Publikumsfeindschaft, nachweisbar versucht, die Rezeption zu lenken und verschiedene produktive Musterlektüren in Umlauf zu setzen. Gleichwohl war ihm persönlich wohl die individuelle Reaktion, das gesellige Gespräch mit »gleichgestimmten Gleichgesinnten«¹⁰¹ in befreundeten Kreisen, ja sogar die lebensweltliche Aneignung als Weisheitsbuch, wichtiger. In der Wiederbelebung des Textes in der Lektüre – und das entspricht durchaus dem Modell der ästhetischen Erziehung bei Schiller – wird der Leser zum zweiten Schöpfer, der das, was der Autor an Selbst- und Welterfahrung in den Text hineingelegt hat, wieder herausholen muss. Dass er diese dabei zwangsläufig seiner eigenen Welterfahrung anpasst, war für Goethe nicht nur selbstverständlich, sondern die notwendige Voraussetzung einer lebendigen Rezeption.¹⁰² Was er hingegen ablehnte, war der angestrebte Versuch, im Text etwas zu finden, was der Autor niemals hineingelegt hatte, der Leser aber gern dort finden wollte – samt der sich ggf. daran anschließenden öffentlichen Verurteilung im professionellen Rezensionswesen.

Dass zu einer solchen idealtypischen »schöpferischen« Rezeption schließlich ein umfassender menschlicher, nicht unbedingt jedoch akademischer Bildungsprozess beim Leser gehört – eine »höhere Cultur«, mit Goethe zu sprechen –, hat auch Adolph Wagner in seiner Rezension angesprochen:

Uebrigens aber kann nicht genug gesagt werden, daß die Auffassung eines Kunstwerks, eben um der berührten Unfähigkeit willen, sich zu der Idee eines solchen Werks zu erheben, und weil dieses ein Werk der vollsten Bildung, des tiefsten Lebens ist, einen schon gereiften Sinn verlange, und eine Seele, die auch von der Abstraction, möchten wir sagen, zu abstrahiren im Stande ist: denn am meisten werden die Werke des Dichters missverstanden von *Gelehrten*.¹⁰³

Goethe selbst hat die enorme Schwierigkeit einer vorurteilslosen, unbefangenen und freien Erstlektüre durchaus gesehen. Ihm gebührt deshalb das letzte Wort in dieser Rezeptions-Geschichte. Am 26. September 1809 übersendet er Christian Gottlob Voigt die *Wahlverwandtschaften* und bittet um »freundliche Aufnahme« eben des Werkes, das nach der anfangs zitierten Beschreibung Marianne von Eybenbergs zu diesem Zeitpunkt so begehrte war wie Bäckereien

¹⁰¹ Vgl. zum Begriff und dessen Bedeutung für Goethe die Dissertation von Stefan Blechschmidt, *Goethes lebendiges Archiv. Mensch – Morphologie – Geschichte*. Heidelberg 2009.

¹⁰² Die *Wahlverwandtschaften*-Rezeption könnte deshalb gut als Lehrstück einer allgemeinen Rezeptionstheorie verstanden werden. Sie zeigt die häufig unterschätzte Prägung jeder Lektüre durch Denkmuster der Zeit, historische Distanz oder Nähe, persönliche Bekanntschaft mit dem Autor, allgemeine und spezielle Vorbildung, ideologische, teilweise auch unterbewusste Prägungen, emotionale Vorbehalte und Rückhalte, aber auch Dynamiken, die erst innerhalb der Rezeptionsgeschichte entstehen und sich dann verselbstständigen. Daraus wären verschiedene Lektüre-Modelle zu gewinnen und in ihren Mechanismen zu untersuchen: die identifikatorische Privatlektüre, die direkt autorgesteuerte gesellige Lektüre, die emotional-kathartische Lektüre, die physiologisch-schöpferische Lektüre, die kenntnerhaft formanalytische Lektüre, die ideologisch-polemische Lektüre usw.

¹⁰³ Härtl Nr. 473, S. 231.

bei einer Hungersnot, mit den an Lakonismus kaum zu übertreffenden Worten:
»Selten wird in der Welt etwas genommen, wie es gegeben wird: es müßte denn
das tägliche Brod vom Bäckerladen seyn«. ¹⁰⁴

¹⁰⁴ Härtl Nr. 163, S. 55.

